

Über die Dankbarkeit*

Von OTTO FRIEDRICH BOLLNOW

1.

Es gibt wohl kaum eine andere Eigenschaft des Menschen, die so geeignet ist, den Zustand seiner inneren, geistigen und sittlichen Gesundheit zu erkennen, wie seine Fähigkeit, dankbar zu sein. Dies muß um so mehr betont werden, als das allgemeine sittliche Bewußtsein sich der vollen Bedeutung dieser Tugend selten bewußt wird und diese meistens viel zu niedrig ansetzt. Es schätzt die Dankbarkeit im allgemeinen als eine Tugend des äußeren gesellschaftlichen Zusammenlebens zwischen den Menschen. Wenn sich ihre volle Bedeutung auch hierin in keiner Weise erschöpft, so ist es doch notwendig, mit einer ersten vorbereitenden Besinnung an dieser Stelle einzusetzen.

Wer einem anderen Menschen in einer Schwierigkeit hilft oder ihm in anderer Weise etwas Gutes tut, der erwartet von ihm meistens auch eine Anerkennung für diese Hilfe in Form eines dankbaren Worts und rechnet unter gegebenen Umständen, besonders wenn er selber in Schwierigkeiten kommt, mit einer Erwiderung seiner Hilfe. Der Dankbare fühlt sich seinem Wohltäter weiterhin verpflichtet; der Undankbare dagegen vergißt sogleich das Gute, das er empfangen hat, er nimmt es wie selbstverständlich hin und ist nicht gesonnen, daraus Folgen für sein späteres Verhalten entstehen zu lassen. Damit aber stellt er sich außerhalb der natürlichen Gemeinschaft, und so ist es zu verstehen, wenn diese wiederum ihrerseits sehr empfindlich auf die Regungen der Dankbarkeit und der Undankbarkeit reagiert. Sie schätzt den Dankbaren und straft den Undankbaren mit Verachtung.

Die Dankbarkeit ist in dieser Weise eine Tugend, die das menschliche Zusammenleben glatt und reibungsfrei macht. Sie beruht auf einer Wechselseitigkeit der Unterstützung. Aber sie ist ein Wechselseitigkeitsverhältnis besonderer Art und unterscheidet sich von allen andern Formen eines wechselseitigen Zusammenwirkens der Menschen dadurch, daß hier nicht unmittelbar Leistung gegen Leistung ausgetauscht wird, sondern in einer nicht voraussehbaren und darum auch grundsätzlich in keiner vertraglich zu regelnden Form eine freiwillig und ohne Anspruch auf eine Gegenleistung gegebene Leistung im andern Menschen die Bereitschaft erzeugt, bei in der Zukunft eintretenden Fällen mit einer freiwilligen und durch keinerlei vertraglichen Zwang zu erwirkenden Weise zu antworten. Eben in dieser freiwilligen und über alle ausgesprochenen und unausgesprochenen Verabredungen hinausgehenden Weise liegt die besondere Würde des durch die Dankbarkeit gekennzeichneten menschlichen Verhältnisses.

Die Dankbarkeit liegt aber darüber hinaus, auch wo sie sich nicht im Wort äußert oder in die Tat umsetzt, in der inneren Gesinnung, die der Dankbare seinem Wohltäter entgegenbringt. Es ist eine eigentümliche Wärme des menschlichen Bezugs, die aus dem Bewußtsein des Verpflichtetseins entspringt und die sich leicht mit dem Gefühl einer verehrenden Zuwendung verbindet. Dankbarkeit als eine solche Gesinnung kann auch unabhängig von aller äußeren Bekundung bestehen, sie bildet die Wurzel, aus der erst aller ausgesprochene und in der Tat verwirklichte Dank entspringt, ja es kann sogar zu einer [169/170] Spannung zwischen der äußeren Bekundung und dem inneren Gefühl kommen. In einer solchen dankbaren Gesinnung offenbart sich am reinsten die höhere Würde eines über alle rationalen Zweckmäßigkeitssbezüglichkeiten hinausgewachsenen reinen menschlichen Verhältnisses. Von hier aus begreift man

* Erschienen in der Zeitschrift „Die Sammlung“, 9. Jahrg. 1954. S. 169-177. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

zugleich besser die über jede sittliche begründete Abscheu hinausgehende tiefe Verachtung, die den Undankbaren trifft.

Aber die Dankbarkeit einer solchen Gesinnung gibt es nicht nur im Verhältnis zu einem bestimmten einzelnen Menschen, sondern sie kann darüber hinaus die Gesamtverfassung des Verhältnisses zur Umwelt und zum Leben überhaupt kennzeichnen. Damit wird die Dankbarkeit wesentlich mehr als eine Tugend des gesellschaftlichen Zusammenlebens, sie wird zugleich eine Eigenschaft, die der Mensch auch unabhängig davon, rein um seiner selbst willen entwickeln muß. Auch in sich selber kann der Mensch nicht zu einem inneren Gleichgewicht gelangen, solange er es an der Dankbarkeit fehlen läßt. Von da aus gewinnt die Dankbarkeit eine grundlegende philosophisch-anthropologische Bedeutung, und das ist der bestimmende Grund für die hier entwickelten Überlegungen.

2.

Dazu muß man versuchen, noch einmal bei den elementarsten Bestimmungen einzusetzen. Die Dankbarkeit bestimmt sich als die Bereitschaft zum Dank, als die innere Gesinnung des Menschen, der diesen Dank lebendig in sich weiß. Main geht darum bei der ersten Besinnung zweckmäßig zunächst vom Wesen des Dankes aus. Man dankt einem andern Menschen für ein Geschenk, für eine Gabe, die man von ihm empfangen hat. Schon in dieser einfachsten Aussage liegen einige wesentliche Gesichtspunkte für das Verständnis der Dankbarkeit enthalten. Das Geschenk ist nämlich etwas, das man unverdient empfängt. Dadurch unterscheidet sich das Geschenk von dem, was man durch Verdienst erwirbt oder durch Bezahlung kauft oder gar durch rohe Gewalt erzwingt.

Eine Ware, die ich in einem Geschäft kaufe, ist kein Geschenk. Ich habe ja ihren vollen Preis bezahlt und dadurch ein Anrecht auf diese Ware erworben. Wenn ich beim Empfang ein „dankeschön“ sage, so kann dies unter Umständen — etwa in Zeiten der Warenknappheit — darauf gehen, daß sich der Verkäufer überhaupt auf das Geschäft eingelassen hat oder daß er die Ware grade mir verkauft hat. Weil dies aber im allgemeinen in seinem eignen Interesse liegt, bleibt der Dank wenig mehr als eine höfliche Geste, die die Nacktheit des reinen Handelsverhältnisses verschleiern und es in ein allgemeineres menschliches Verhältnis zurücknehmen soll.

Ebenso unsinnig wäre es, wenn etwa ein Räuber, der mir einen Wertgegenstand abnimmt, sich dafür auch noch bedanken würde. Er hat ja die Auslieferung von mir durch Gewaltandrohung erzwungen, und es ist also nicht mehr ein freiwilliges Geschenk des Beraubten. Der Dank würde hier wie Hohn klingen, so als hätte der Beraubte sich in seiner Dummheit noch freiwillig seines Besitzes entäußert.

Und ähnlich ist es auch mit allem, was der Mensch durch seine eigne Anstrengung ehrlich verdient hat, einer Anerkennung, einer Belohnung, einer Beförderung usw. Auch hier hat er ein Anrecht auf die erhaltene Belohnung, wenn auch vielleicht im Unterschied zum Kaufgeschäft ein Anrecht mehr (moralischer Natur, das nicht in derselben Weise zwangsläufig erfüllt wird. [170/171] Und insofern die Erfüllung nicht mehr zwangsläufig ist, wird hier dann auch der Übergang zur echten Dankessituation sehr fließend. Nehmen wir aber den reinen Fall des durch Verdienst Erworbenen, so wäre auch hier der Dank entweder eine gedankenlos gebrauchte Formel oder besser wohl eine Geste, durch die der Schein des Beschenkt-werdens hergestellt wird und damit die nackte Zwangsläufigkeit, mit der das Verdiente angenommen wird, verkleidet werden soll. Man könnte höchstens umgekehrt fragen, woher dies Bedürfnis nach einer solchen Verkleidung stammt.

überall sind wir in den bisher betrachteten Fällen im Bereich der Notwendigkeit, der wirt-

schaftlichen, der physischen oder der moralischen Notwendigkeit, und es wäre zu untersuchen, warum das Verweilen in der Sphäre, selbst in der moralischen, schon als etwas Unwürdiges, unterhalb des eigentlich menschlichen Bereichs Gelegenes erscheint. Das Geschenk ist demgegenüber etwas, was über die Notwendigkeit hinausgeht, was der Mensch also nicht mehr fordern und beanspruchen kann, sondern etwas Zusätzliches, etwas „überflüssiges“, das ihm unverdient und unerwartet zufällt. Dieses „überflüssige“ macht den besonderen Charakter des Geschenks aus. Es ist darüber hinaus zugleich allgemein dasjenige, was die Fülle vom Mangel unterscheidet und das Vollkommene aus dem Unvollkommenen heraushebt. Damit ist zugleich die Erscheinungsweise des Geschenks bestimmt.

3.

Das Geschenk bewegt sich also in der Sphäre einer charakteristischen Freiheit, genauer gesagt, nicht der sittlichen Freiheit, die darin besteht, das Gebotene zu tun, sondern einer darüber hinausgehenden und dadurch erst wahrhaft schenkenden Freiheit. Erst indem ich über das Verdienst hinaus schenke, einfach aus überquellender Güte heraus, erhebe ich mich in die Sphäre dieser Freiheit. Und diese ist es dann, die dem Geschenk seine besondere menschliche Würde gibt. Nur wo ich zu schenken vermag, bin ich im vollen Sinne Mensch.

Von hier aus bestimmt sich zugleich dann auch umgekehrt das Wesen des Dankes: Indem ich das Geschenk nicht einfach hinnehme, wie etwas, das mir als selbstverständlich zukommt, sondern mich dafür bedanke, erkenne ich es als eine freie Gabe an, und indem ich mich dafür bedanke, d. h. mich als den unverdient Beschenkten bekenne, erhebe ich mich in demselben Vorgang zugleich selber in die Sphäre dieser höheren menschlichen Freiheit. Treffend heißt es darum auch im „Kaufmann von Venedig“ (IV, 1):

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.
Sie träufelt wie des Himmels milder Regen
zum Boden nieder. Sie ist zwie-gesegnet:
Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt.

So ist es das Eigentümliche, daß auf beiden Seiten, beim Gebenden wie beim Nehmenden, dieselbe innere Freiheit und Leichtigkeit vorausgesetzt wird, durch die sich das hier bezeichnete Verhältnis von dem der Notwendigkeit (auch der sittlichen Notwendigkeit) unterscheidet. Vielleicht kann hier der lateinische Begriff der *gratia* hilfreich sein, die hier gemeinte und begrifflich so schwer zu fassende Sphäre zu verdeutlichen; denn *gratia* bedeutet ja in einer im Deutschen nicht wiederzugebenden Weise sowohl die Gunst, die mir erwiesen wird, wie den Dank, den ich dafür sage. Oder vielleicht ist die griechische Sprache noch geeigneter, mit ihrem tiefen Begriff der *charis* diese in unsrer Welt [171/172] so schwer zu bezeichnende Sphäre aufzuhellen; denn *charis* enthält noch deutlicher neben dem bisher hervorgehobenen Doppelaspekt von Gunst, Huld oder Gnade auf der einen Seite, von Dank und Dankbarkeit auf der andern Seite die Ergänzung durch den dritten Aspekt, in dem es so viel wie Anmut, Liebreiz und dergl. bedeutet, und hebt damit in einer glücklichen Weise das hervor, was dem Geschenk und dem Dank gemeinsam war und was bisher nur sehr behelfsmäßig als innere Freiheit angedeutet wurde¹. Wenn das Wort Anmut nicht in der deutschen Sprache so selten geworden wäre, daß man es kaum ohne manirierten Nebenklang gebrauchen kann, wäre es wohl am besten geeignet, diese Sphäre einer höheren Freiheit zu bezeichnen. Dabei kann es wiederum als eine gewisse Bestätigung aufgefaßt werden, daß auch im Deutschen das Wort „anmutig“ sich im Sinne desselben Doppelaspekts von der ursprünglichen Bedeutung „ver-

¹ Vgl. W. F. Otto, Die Götter Griechenlands. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1934, S. 130.

langend“ zu der „Verlangen erweckend“ entwickelt hat², d.h. daß auch hier die seelische Ge-
stimmtheit und die ihr entsprechende gegenständliche Qualität ununterschieden mit demsel-
ben Wort bezeichnet wurden.

Die Anmut als der gemeinsam übergreifende Charakter des hier bezeichneten Bereichs ist in
unvergleichlicher Prägnanz von Goethe hervorgehoben worden, der im „Faust“ die drei Gra-
zien sagen läßt:

Anmut bringen wir ins Leben;
leget Anmut in das Geben!
Leget Anmut ins Empfangen I
Lieblich ists, den Wunsch erlangen!
Und in stiller Tage Schranken
höchst anmutig sei das Danken³.

Die hier auseinandergelegten drei Formen der Anmut: die Anmut im Geben, die Anmut im Empfangen und die Anmut im Danken, sind nicht für sich selbständige getrennte Möglichkei-
ten, sondern es sind nur die drei Aspekte des einen und in sich einheitlichen Zusammenhangs.

4.

Die hier umrissenen Verhältnisse machen es verständlich, wie schwer es vielfach den Men-
schen, und grade den jungen Menschen, fällt, für das empfangene Geschenk in der rechten
Weise zu danken. Geben wie Nehmen setzt hier eine gewisse überlegene Selbstverständlichkeit
voraus, die entweder dem kleinen Kind in der noch ungebrochenen Naivität seines ganz
von der Umwelt mitgetragenen Daseins gelingt oder dann erst wieder dem reifen Menschen
auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung zugänglich wird. Wir können daher hoffen,
durch die Erörterung der Schwierigkeiten, die der heranwachsende Mensch beim rechten
Danken empfindet, gewisse neue Hinweise für das Verständnis der Dankbarkeit zu gewinnen.

Zunächst das eine: Im Danken erkenne ich immer zugleich den Schenkenden als den überle-
genen an. Er ist ja der Mächtigere, der mir aus seiner Fülle noch abgeben kann. (Darum hat
es, nebenbei gesagt, etwas so Ergreifendes, wenn ein alter Mensch einem Kind oder über-
haupt einem Jüngeren wirklich von Herzen dankt; denn er erkennt damit *eine* Rangordnung
oder zum mindesten eine Gleichberechtigung an, die von der des Alters und des Ranges un-
abhängig [172/173] ist, .und es gibt darum für den jüngeren Menschen kaum etwas so tief
Verpflichtendes, wie ein solcher Dank.) Zugleich aber geschieht diese Anerkennung im einer
solchen Weise, daß der Dankende darin seine eigne Freiheit wahrt, und dadurch unterscheidet
sich eben die echte Dankbarkeit sehr deutlich von , der Unterwürfigkeit, im der sich ein skla-
visches Abhängigkeitsverhältnis spiegelt. In dieser Spannung zwischen anerkannter Überle-
genheit und bewahrter Freiheit liegt das Besondere der echten Dankbarkeit, aber darin liegt
zugleich die eigentümliche Schwierigkeit begründet, die es jungen Menschen so schwer
macht, das rechte Verhältnis zur Dankbarkeit zu finden.

Von hier aus versteht man, warum der jugendliche Mensch nicht nur Hemmungen hat, seine
Dankbarkeit zu äußern, sondern darüber hinaus auch die Gelegenheit zu vermeiden sucht, die
ihn zur Dankbarkeit verpflichten könnte, und sich im Grunde nur ungern helfen läßt. Er will
aus eigner Kraft leben und alles sich selbst verdanken. Darum will er sich nichts schenken
lassen, sondern von andern Menschen nur das annehmen, was er sich selber verdient hat.

Umgekehrt: sich unbeschwert und rein beglückt etwas schenken zu lassen, was man nicht sel-

² Vgl. Trübnersches Wörterbuch, 1. Bd., S. 92.

³ Goethe, Artemisiaausgabe, 5. Bd., S. 311.

ber verdient hat, fällt dem jugendlichen Menschen schwer. Das setzt vielmehr, sobald das kindlich-selbstverständliche Vertrauensverhältnis zur Umwelt verlorengegangen ist, immer schon eine bestimmte Reife voraus, die erfahren hat, daß der Mensch grundsätzlich niemals imstande ist, aus eigner Kraft zu leben, daß ihm vielmehr das Beste immer geschenkt werden muß. Nur über ein solches entsagungsvolles Wissen geht dann der Weg zu der inneren Freiheit, sich beschenken zu lassen und sich unbeschwert am Unverdienten zu erfreuen. Das ist der dunklere Unterton, der in der Goetheschen „Anmut im Empfangen“ zugleich immer mit-schwingt.

Aber es gibt noch eine andre Spannung, die das rechte Verhältnis zum Dank erschwert. Man ist jemand für ein Geschenk oder für eine Wohltat „zu Dank verpflichtet“, und wir hatten schon auf den besonderen Charakter dieses Verpflichtet-seins hingewiesen: Es ist nicht eine eigentlich moralische Verpflichtung, zum mindesten nicht eine solche, die sich in einer sofortigen Gegenleistung erfüllt und damit gewissermaßen gleich abgegolten werden kann, die sich vielmehr auf eine spätere mögliche Erfüllung bezieht. Daher kommt die Gefahr, daß der Dank in Vergessenheit gerät, und daher stammt umgekehrt wieder die besondere Anstrengung, die notwendig ist, um die Dankbarkeit zu bewahren, und die ihren eigentümlichen Tugendcharakter begründet. Die Dankbarkeit ist in einem speziellen Sinn Ausdruck einer zeitüberbrückenden Stetigkeit und insofern eng mit der Treue verwandt.

5.

Vielleicht ist in diesem Zusammenhang schon ein Blick auf die wortgeschichtliche Herkunft des Wortes Dankbarkeit hilfreich. Dank ist nach dem Ausweis der Wörterbücher das Verb-al-nomen zum Zeitwort „denken“. Daher kommt die ursprünglich ganz allgemeine Bedeutung. Dank meint hier in einem ganz weiten Sinn, daß der Mensch an etwas denkt, daß er es in seinen Gedanken bewahrt, ohne es zu vergessen. Dankbarkeit wäre also demgemäß die seelische Verfassung eines solchen bewahrenden Gedenkens. Von da her erklärt sich der besondere Zeitcharakter der Dankbarkeit, der, wie eben berührt, auch in der späteren spezielleren Bedeutung noch nachwirkt. Dankbarkeit ist immer die Tugend eines Bewahrens über die Zeit hinweg und setzt insofern immer eine besondere Kraft der Stetigkeit voraus.[173/174]

Dann aber verengert sich die Bedeutung sehr bald zu ihrem heutigen Gebrauch. So sagt das Trübnersche Wörterbuch: „Dank ist das in der Gesinnung, nicht in der Tat sich äußernde Gefühl geworden und beschränkt auf die Gesinnung des Empfängers einer Wohltat.“⁴ Die Beschränkung auf die Gesinnung im Unterschied zur äußeren Bekundung scheint nicht ganz im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs zu liegen. Vielleicht könnte man noch etwas schärfer unterscheiden und sagen: Dankbarkeit ist die innere Gesinnung und Dank der äußere Ausdruck dieser Gesinnung in Wort und Tat. Sprachlich geht allerdings beides ungeschieden ineinander über. Man spricht von einem „Dank wissen“, wo es auf die rein innerliche Bewußtseinshaltung ankommt, und einem „Dank sagen“ oder „Dank abstellen“, womit dann die äußere Dankesbekundung gemeint ist.

Diese sprachliche Doppeldeutigkeit macht zugleich auf eine eigentümliche Spannung aufmerksam, die im Wesen der Dankbarkeit selber enthalten ist und die für ihr Verständnis wesentlich wird: Die Dankbarkeit ist auf der einen Seite eine rein innerliche Gesinnung, auch unabhängig von aller äußeren Bekundung. Sie besteht, auch wenn sie niemals ausgesprochen wird oder irgendwie sonst dem Menschen, dem sie gilt, erkennbar geworden ist. Und trotzdem drängt sie nach einer Bekundung, in der sie sich gewissermaßen realisiert. So entsteht das Gefühl einer Spannung zwischen der innerlich gefühlten Dankbarkeit und der äußeren

⁴ Trübnersches Wörterbuch, 2. Bd., S. 21.

Bekundung, in der sie sich äußert, ohne sich darin zu erschöpfen.

Vielleicht versteht man von da her am besten, warum Kinder und junge Menschen sich so ungern bedanken wollen. Es kann natürlich einfach sein, daß sie ihr Verpflichtetsein nicht anerkennen mögen und sich darum dagegen sträuben, weil sie niemand verpflichtet sein wollen. Wichtiger aber scheint ein anderes zu sein: Sie wehren sich auch gegen den Gedanken, durch das Aussprechen des Dankes gewissermaßen zu bezahlen und damit der Verpflichtung ledig zu sein. Denn dadurch würde das Geschenk seines eigentlichen Geschenkcharakters beraubt sein. Umgekehrt gehört es zum Wesen der Dankbarkeit, „ewig“ zu sein und über jede äußere Bekundung hinweg unverändert bestehen zu bleiben. Es gehört zum richtig verstandenen Wesen der Dankbarkeit, was in einer abgeschliffenen Redensart doch richtig ergriffen ist, nämlich „unauslöschliche Dankbarkeit“ zu sein. Die schon berührte sprachliche Herkunft vom Verbum „denken“ im Sinne eines bleibenden Daran-denkens kommt hierin zum Ausdruck.

Eine der schmerzlichsten Erfahrungen für den dankbaren Menschen ist es dagegen, daß grade darum, weil sie ihre Dankbarkeit in sich verschlossen, um sie nicht zu „billig“ zu äußern, weil er auf eine würdige Gelegenheit wartete, verehrte Menschen sterben, ehe er ihnen seine Dankbarkeit hat ausdrücken können, und vielleicht hängt überhaupt die Einsamkeit des Alters damit zusammen, daß die meisten Menschen, denen man im Leben dankbar gewesen war, inzwischen gestorben sind.

6.

Die nahe Beziehung zwischen Dankbarkeit und Treue, die sich in der gemeinsamen Richtung auf eine zeitüberbrückende Stetigkeit äußerte, ist besonders geeignet, das mehrfach gestreifte, schwer völlig greifbare Verhältnis [174/175] der Dankbarkeit zum eigentlich sittlichen Bereich klarer hervortreten zu lassen. Treue und Dankbarkeit sind beide ihrem inneren Wesen zufolge „ewig“, d.h. sie bestimmen ein allen Hindernissen und Versuchungen gegenüber unveränderbares Verhalten in der Zukunft. Dankbarkeit könnte fast wie eine Art von Treue erscheinen, aber umgekehrt ist in ihr doch wieder etwas spezifisch Verschiedenes, das sich vor dem Hintergrund der Treue abhebt und erst so das eigentümliche Wesen der Dankbarkeit in ihrem eignen Licht erkennen läßt.

Wenn wir zunächst tastend diesen Unterschied mit wenigen groben Strichen zu umschreiben versuchen, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß Dankbarkeit und Treue in ganz verschiedene Lebensbezüge hinüberweisen. Dankbar ist man beispielsweise seinen Eltern oder seinem Lehrer, treu dagegen einem Freund. Dankbar ist man allgemein dem Älteren oder Mächtigeren oder Würdigeren. Dankbarkeit ist dabei stets mit einer aufschauenden, verehrenden Haltung verbunden. Treu ist man dagegen dem Gleichaltrigen oder Gleichberechtigten. Im Bereich der Treue treten sich die Menschen als letztlich gleichberechtigt gegenüber. Und wenn sich im konkreten Fall dann auch beides verbinden kann, so läßt sich doch der jeweils bestimmende Gesichtspunkt in dem, was an einem Verhältnis Treue und was daran Dankbarkeit ist, klar auseinanderhalten.

Damit verbindet sich ein zweiter Unterschied: Dankbar ist man einem Menschen für etwas, was er getan hat, für eine empfangene Wohltat, jedenfalls für etwas, was in der Vergangenheit liegt, treu dagegen auf etwas hin, was erst zu leisten ist, in bezug auf eine eingegangene Verpflichtung, auch wenn diese im einzelnen Fall unausgesprochen eingegangen ist, jedenfalls immer in einer klaren Zielsetzung auf die Zukunft.

Das läßt sich zugleich vom Gegenteil her verdeutlichen. Beide Verpflichtungen können auch verletzt werden, aber ihre Verletzung ist in beiden Fällen so typisch verschieden, daß von da aus ein neues Licht auf den Unterschied selbst fällt. Die Treue wird nämlich „gebrochen“.

Das bedeutet, daß der Verräter sich in einem gewaltsamen Akt bewußt über die in der Treue enthaltenen Verpflichtungen hinwegsetzt. Die Undankbarkeit dagegen ist sehr viel weniger leicht präzise zu fassen. Sie besteht nicht so sehr in der Verletzung einer bestimmten angebundenen Verpflichtung, als in einem sehr viel unbestimmteren Gesamtverhalten. Sie besteht auch nicht so sehr in einer bestimmten, die Forderung der Dankbarkeit verletzenden Handlung (obgleich auch dies natürlich eingeschlossen sein kann) als in dem Unterlassen einer Handlung, die durch die Dankbarkeit gefordert gewesen wäre, und in einem Vergessen überhaupt. Die Treue muß also gegenüber einer bestimmt auftretenden Versuchung gewahrt werden, und ihre Bewahrung liegt wiederum in einer klar vollziehbaren Entscheidung. Die Dankbarkeit dagegen muß gegenüber der mit dem Fortgang der Zeit wachsenden Gefahr des Vergessens behauptet werden, und das gelingt nicht in einer einmaligen Entscheidung, sondern nur in einem zähen und stetigen, immer wieder gegen die Schwachheit des menschlichen Herzens ankämpfenden Festhalten.

In alledem kommt zum Ausdruck, daß die Treue ein spezifisch sittlicher Begriff ist. Treue hält man in bezug auf frei eingegangene Verpflichtungen (die unter Umständen auch unausgesprochen bleiben können), und die Treue erfüllt sich hier in genau angebbaren Leistungen. Die Dankbarkeit dagegen bezieht sich auf ein Verhältnis, das dem Menschen ohne eignes Zutun zugefallen ist. Sie wurzelt daher in den schon vor den eigentlich sittlichen Entscheidungen [175/176] gelegenen Verhältnissen des „natürlichen“ Lebens und bewahrt sich als etwas frei Hinzukommendes auch über die präzis festgelegten Bereiche des Sittlichen hinaus. Sie röhrt damit zugleich an die letzten religiösen Bereiche und vollendet sich in einem letzten Verhältnis zum Leben, das dessen Erfüllung als ein Geschenk oder, wenn man so sagen will, als „Gnade“ hinnimmt. Demgegenüber ist die zur Treue verpflichtende Situation vom Menschen selbst gewählt oder selbst geschaffen.

7.

Ein letzter Gesichtspunkt wäre, solange wir ums auf die Dankbarkeit zum bestimmten einzelnen Menschen beschränken, noch hinzufügen. Wenn einleitend davon gesprochen war, daß der Schenkende in gewisser Weise mit dem Dank des Beschenkten rechnet, so war das nur in dem beschränkteren Gesichtskreis des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Fall, von dem die Betrachtung in einer ersten Orientierung ausging, und gilt um so weniger, je mehr wir in die höheren Bereiche des sittlichen Lebens aufsteigen. Das Wesentliche des echten Geschenks liegt ja grade darin, daß der aus seiner Freiheit Schenkende mit keiner Erwiderung seiner Leistung und überhaupt mit keinem Dank rechnet.

Darum ist es umgekehrt das Beglückende, daß der echte Dank unerwartet kommt, ja er gilt dann vielleicht überhaupt weniger der einzelnen Tat, dem bewußt gegebenen Geschenk, als dem menschlichen Sein im ganzen, dem sich der Dankbare als beschenkt verpflichtet fühlt. Und von hier aus gesehen ist der Dank selber wieder im letzten unverdient und wie ein Geschenk, das dem, dem gedankt wird, wie ein Geschenk zufällt und das ihn seinerseits fast beschämt, weil er sich im Innersten dieses Dankes nicht würdig fühlt, und ihn jetzt verpflichtet, alle seine Kräfte anzustrengen, um das auch wirklich auszufüllen, was der Dankende in ihm gesehen hat.

Aber die Dankbarkeit ist noch mehr, als bisher in der Dankbarkeit zu einem bestimmten einzelnen Menschen zum Ausdruck kam, und die Betrachtung würde unzulänglich bleiben, wenn sie vergäße, daß es über alle Dankbarkeit zu einem bestimmten einzelnen Menschen hinaus noch eine allgemeinere, man möchte sagen gegenstandslose Dankbarkeit gibt, die das ganze Leben eines Menschen als ein Gefühl des Beruhigt- und Getragenseins durchzieht. Man könnte von einer Dankbarkeit dem Leben oder der Gottheit gegenüber sprechen, wenn damit nicht schon die Gefahr gegeben wäre, das eigentlich Gegenstandslose dieses dankbaren Gestimmtheits in einer Angleichung an die Dankbarkeit zu einem bestimmten Menschen zu verfälschen, bzw. von den ausgebildeteren, spezielleren Formen der bestimmten Religionen her diese noch ursprünglicheren und undifferenzierteren Grundlagen zu verfälschen. In dem Gefühl eines ausgeruhten Erwachens etwa, in der Freude am Dasein überhaupt liegt diese Dankbarkeit als der tragende Grund verborgen, und in ihr kommt das Gefühl zum leise anklingenden Bewußtsein, daß wir unser Leben überhaupt nicht aus eigener Kraft zu führen vermöchten, wenn nicht irgendein Grund uns tragend entgegenkäme, wenn uns nicht überhaupt in irgend einem letzten Sinn jede Erfüllung durch eine Gunst geschenkt würde.

Darum kennt der Existentialist auch keine Dankbarkeit und kann von seinen Voraussetzungen her auch keine kennen, weder als konkrete Dank- [176/177] barkeit zum einzelnen Menschen noch als die allgemeinere dankbare Gestimmtheit des Lebens überhaupt. Das ist die notwendige Folge seines Freiheitsbegriffs, der hier in einer radikalierten Weise das wiederholt, was uns zuvor schon im trotzigen Unabhängigkeitsverlangen des jugendlichen Menschen begegnet war. Er will, mit einer Formulierung Sartres, sich ganz allein zu dem machen, was er ist, und will dabei von niemand anderem abhängig sein. Weil das aber unmöglich ist, weil menschliches Leben sich nur in der Wechselbeziehung mit andern Menschen und nur auf dem Boden schon ausgebildeter Gemeinschaftsformen entfalten kann, darum ist das Bild der menschlichen Beziehungen im Existentialismus so hoffnungslos verzeichnet. Umgekehrt ist darum die Dankbarkeit, und zwar sowohl die Dankbarkeit zum einzelnen Menschen als auch die sie erst ermöglichte tiefere Dankbarkeit zum Leben überhaupt das untrügliche Zeichen dafür, daß ein Mensch die existentialistische Verhärtung überwunden hat. Diese Dankbarkeit ist der notwendige Ausdruck der Geborgenheit, die Antwort, die der Mensch auf dieses Gefühl der Geborgenheit findet, sofern er weiß, daß er diese nicht ausschließlich aus eigener Kraft geschaffen hat, sondern daß sie ihm in irgendeiner Weise wie ein Geschenk, unverdient und im Grunde unerwartet zugefallen ist.

Die Dankbarkeit steht darum in enger Beziehung zur Hoffnung. Wie die Hoffnung sich vertrauend der Zukunft entgegenwendet und überzeugt ist, daß diese in irgendeiner wenn auch noch so unbestimmten Weise die Erwartungen doch erfüllen wird, daß sie den Menschen eben nicht ins Bodenlose fallen läßt, so entspringt die Dankbarkeit umgekehrt aus einem Gefühl der erfüllten Hoffnung, ja richtiger vielleicht schon einer übererfüllten, einer schon übertroffenen Hoffnung. So verschlingen sich hier in den drei verschiedenen Formen der bejahenden menschlichen Grundhaltung zum Leben zugleich die drei verschiedenen Bezüge zur Zeit: Vertrauen, Hoffnung und Dankbarkeit verhalten sich wie Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Vertrauend lebt der Mensch in der Gegenwart, hoffend schaut er der Zukunft entgegen, dankbar aber blickt er von da auf sein vergangenes Leben zurück und findet die Vergangenheit als die ihn in der Gegenwart tragende Macht.

Von hier aus gesehen ist die Dankbarkeit in der Tat wesentlich mehr als nur eine Tugend des gesellschaftlichen Zusammenlebens unter den Menschen; sie bezeichnet allgemein das Verhältnis des Menschen zu dem wie immer gearteten Grund seines Lebens und ist unabhängig von einer wie immer gearteten besonderen Vorstellung von diesem Grund.